



Der Kegelschub.

Die angeblich kleinste Kegelbahn der Welt, die auf dem Turm zu St. Stephan in Wien gewesen sein soll, hat zu meiner Ueerraschung überhaupt niemals bestanden. Sie lebt nur in der Ueberlieferung fort, wie ein liebliches Märchen aus alten Zeiten, wandert im romantischen Trab von Sagenbuch zu Sagenbuch und erfreut sich sogar eines historischen Beigeschmackes, der aus der Phantasie irgend eines Altwiener Chronisten entstanden sein dürfte. Dabei ging die Entstehungsursache der Sage fast zur Gänze verloren, wie es immer geschieht, wenn über dem Alltag das Vergangene der Vergessenheit anheim fällt.

In alten Wiener Sagenbüchern wird erzählt, daß auf dem Stephansturm eine Kegelplatte oder gar ein Kegel eingemauert sei, und diese Wahrzeichen werden mit Sagenbildern in Verbindung gebracht, nach denen Tod und Teufel vor Jahrhunderten bei Kegelpartien ihre Opfer gesucht hätten. Nun forscht man auf dem alten Turme vergebens nach Platte und Kegel, und an maßgebender Stelle ist darüber auch nichts näheres bekannt. Ebenso hat man keine Ahnung, in welcher Kammer die „kleinste Kegelbahn der Welt“ gewesen sein soll. Im Dom zu Raxeburg, wo ein ganzes Kegelspiel eingemauert sei, und zu St. Annaberg in Sachsen, wo ein Kegel in der Kirchenwand stecken soll, dürfte man bei einer kritischen Nachschau vermutlich ganz dieselbe Guttäuschung erleben. Damit soll aber das Kegelspiel auf Kirchengalerien nicht in Abrede gestellt werden, da diese Sitte tatsächlich bestanden hat und auch in Stichen verewigt erscheint.

Ein alte Sage berichtet, daß auf dem Stephansturm in Wien ein Türmer sich mit Kegelschieben vergnügte und so kunstfertig darin war, daß er stets alle neun warf. Eines Tages erschien ihm ein alter Mann, er erschrad und verfehlte seinen Kunstschub. Aergerlich darüber, forderte er den geheimnißvollen Alten zu einer Partie auf, mit der Behauptung, daß dieser nicht alle neun schieben könne. Beim Aufstellen warf der Türmer den neunten Kegel heimlich zum Fenster hinaus. Da rief der als Greis erschieneene Tod: „Oho, ich treffe alle neun, auch so ihrer nur acht sind!“ und schob den Türmer als neunten tot zu Boden. Die Sage erzählt weiter, daß der Türmer nun allnächtlich als Gespenst auf dem Turme erscheine und unter Klagen und Stöhnen den neunten Kegel vergebens suche und dies solange tun müsse, bis seine Seele von ihren Qualen erlöst werde. Es fanden sich beherzte Leute, die den Kegelschub auf St. Stephan einführten und jedem Turmbesteiger wurde es zur Pflicht, für die arme Seele einen Schub zu machen. Selbst Kaiser Josef II., den das Volk bekanntlich zum historischen

Zeugen allerlei merkwürdiger Ereignisse erwählt hat, hätte dieses Christenwerk vollbracht.

In einer anderen Sage, von der übrigens zwei Fassungen vorliegen, kommt der Teufel ins Spiel. Da wird erzählt, daß ein Fremder einmal den Turm bestieg und mit dem Türmer Regel schob. Er schob so vorzüglich, daß sein Partner an dem Spiel keine rechte Freude mehr hatte. Da wünschte sich der Fremde den Teufel zum Spielgenossen, der auch zu ihrer Ueberraschung erschien. Der Fremde faßte Mut, und als er nun wieder auf den Schub alle neun Regel getroffen hatte, forderte er den Teufel auf, dasselbe zu versuchen. Da vernahm man plötzlich ein mächtiges Donnerrollen und ein höllisches Lachen, wozu eine kreischende Stimme rief: „Ich habe zehn.“ Mitten unter den neun Regeln lag der Spieler als Leiche. Seit der Zeit soll es üblich gewesen sein, daß die Spieler in gebeugter Haltung von rückwärts, zwischen den Füßen durchsehend, nach vorne die Kugel warfen.

Die mit dieser angeblichen Regelbahn eng verschmolzenen Sagen und legendären Zutaten deuten sehr darauf hin, daß sie in das Forschungsgebiet des im Mittelalter stark verbreitet gewesenen Laetarefestes hineingehören. Den Wiener Regelsagen liegen dieselben mythischen Berührungspunkte zu Grunde, die an die alten Volks- und religiösen Bräuche des Festes und der gesteinigten Götzenbilder erinnern. Das vergleichende Studium, unterstützt durch historische Ueberlieferungen, durch Mythe und Sage, läßt diese Annahme plausibel erscheinen und den Beweis einer strikten Relation liefert vor allem ganz besonders das alte Laetarefest zu Hilbesheim.

Dezner erzählt in seiner Geschichte Karl des Großen (Hist. Caroli magni, Hilbesheim 1603, c. 18) folgenden originellen Brauch, der im Mittelalter daselbst zu Laetare eingehalten wurde: „Alle Jahre, am Samstag nach (wohl richtiger: vor) Laetare, kommt auf den kleinen Hilbesheimer Domhof ein Bauer, sonderlich dazu bestellt, und bringt mit sich zwei Hölzer (Baumstämme), jegliches ein Klafter lang, dazu zwei andere kleinere, kegelförmig zugespitzte. Die beiden langen steckt er gegeneinander in die Erde, die Regel obenauf. Als bald versammeln sich allerlei Buben und werfen mit Steinen oder Stöcken die Regel von den Klößen herab; andere setzen sie wieder auf und das Abwerfen beginnt von neuem. Unter diesen Regeln sind die heidnischen teuflischen Götter zu verstehen, welche die christlich gewordenen Sachsen niedergeworfen haben . . .“

In etwas anderer Fassung wird diese Volksbelustigung im Sagenbuch des preussischen Staates von Dr. J. C. Th. Graeffe (Glogau 1871, II. S. 889) unter dem vielsagenden Titel: „Das Steinigen des Jupiter auf dem kleinen Domhose in Hilbesheim“ mitgeteilt. Da heißt es, daß zum Andenken der abgeworfenen Irmenensäule zu Hilbesheim seit der Mitte des 14. Jahrhunderts bis nach dem Jahre 1742 regelmäßig

jährlich am Sonnabend vor Laetare auf dem kleinen Domhofs folgen- des Schauspiel abgehalten werde: „An diesem Tage erschien ein be- sonders dazu bestellter Bauer, der einen langen, hölzernen Klotz, ein Mann hoch, und ein ausgeschmücktes Stück Holz in Kegelform mit sich brachte. Den großen Klotz stellte er auf die Erde und den kleinen, kegelförmigen obenauf. Dann kamen die Jungen zusammengelaufen und bewarfen den Kegel, den sie als Götzen der alten Heiden ansahen, bis er hinabfiel. Der Kegel wurde wieder aufgestellt, wie auch die Sachsen ihren niedergeworfenen Götzen oftmals wieder aufgerichtet haben, bis endlich alles in Stücke geworfen wurde. Der Kegel wurde Jupiter genannt. Beim Steinigen desselben wurde aber von den Schülern des ehemaligen Jesuitenkollegiums soviel Unfug getrieben, daß nicht selten schwere Verwundungen vorkamen. Im Jahre 1743 wurde dieser Brauch abgeschafft und die Holzlieferung des Bauers in eine Geldrente, das sogenannte „Jupitergeld“ (19 Gr. 4 Pfenn.) umgewandelt.“

Zu dem Jupitergeld bemerkt Grimm in seiner Mythologie folgendes: „Unter den bäuerlichen Abgaben zu Hildesheim kommt bis auf unsere Zeit ein Jupitergeld vor. Das Dorf Grossen-Alpermissen hatte jährlich 19 Groschen 4 Pfennige unter dieser Benennung an den Totengräber der Domkirche zu entrichten. Ein Lappermissen Bauer mußte jedes Jahr einen 4 Fuß hohen, fußdicken, achteckigen Klotz, in einen Sack gesteckt, auf den Domhof bringen. Die Schüler bekleideten diesen Klotz mit Mantel und Krone, griffen den nun sogenannten Jupiter erst von der einen, dann von der anderen Seite mit Steinwürfen an und verbrannten ihn dann zum Schluß.“ Grimm meint dazu, daß das Dorf Alpermissen sich vielleicht bei Einführung des Christentums durch seine Anhänglichkeit an den alten Glauben die Strafe der Abgabe zugezogen hat.¹⁾

Der Kegelbrauch dürfte auf den Stiftshöfen des Mittelalters große Verbreitung gefunden haben. Der um das Jahr 1530 verstorbene Mönch Joh. Lindner Tibianus beschreibt in seiner „Onomasticon“ betitelten Schrift die Laetarefeier zu Halberstadt, die nach Grimm bis in die Zeiten des Markgrafen Johann Albrecht fortbestand, wie folgt: „An Stelle des Abgott-Tempels, der zerstört wurde, erbaute man zu Gottes und St. Stephans Ehre eine Domkirche. Des zum Gedächtnis sollen daselbst die Domherren, jung und alt, auf Montag nach Laetare alle Jahre einen hölzernen Kegel anstatt des Abgottes aufstellen und allesamt darnach werfen.“ Dieser Bericht gibt auch ganz deutlich kund, daß der Kegel als Ersatz des heidnischen Gottes Donnar angesehen wurde.

Aus den alten heidnischen Volksbräuchen erklärt es sich auch, warum das Götzenbild gerade zu Laetare gesteigert wurde.

¹⁾ Zu dem Klotzbrauche wäre der Klotzabend bei den Morlaken zu Weihnacht zu erwähnen, dem besondere Verehrung gezollt wird. Dies weist auf einen uralten Kultbrauch hin, der sich in unveränderter Gestalt bis auf unsere Tage erhalten hat.

In alten Zeiten pflegte man zu Laetare den Kampf der Jahreszeiten dramatisch darzustellen. Als Winter wurde ein Strohmann oder eine Puppengestalt benützt, die theils ins Wasser getaucht, theils verbrannt wurden — ein Brauch, der noch heutigen Tags als Volksbelustigung fortlebt. Die Puppe repräsentierte den Winter oder den Tod, da im Winter die Natur er stirbt. Das Christentum versinnbildlichte mit der Puppe die heidnische Gottheit, die zwar dem neuen Glauben weichen mußte, aber als dämonische Macht fortwirkt und in der winterlichen Jahreszeit ihre Herrschaft behauptet. So läßt sich wohl erklären, warum das Steinigen der Götzen und das Kegeln zu Laetare abgehalten wurde.

Interessant ist es auch, hervorzuheben, daß die in der zweiten Sage erwähnte Begründung des Kegelwurfes zwischen den Füßen eine mythische Reminiszenz aus heidnischer Zeit enthält.

Diese historischen Ueberlieferungen beweisen, daß der Kegel, dessen kultischer Ursprung im Mythos der Gestirne zu suchen ist, als Götzenbild, als Irmsensäule des Gottes Donner (Thor), den man durch römischen Einfluß in späterer Zeit auch Jupiter nannte, betrachtet wurde und seine Steinigung ganz denselben Zweck verfolgte, wie etwa jene der aufgestellten Götterbilder, z. B. der berühmten Venus zu Trier, der Laternmanns zu Wien und an anderen Orten.¹⁾ Die Relation Donner-Kegel erklärt sich daraus, daß der Kegel ein Attribut dieser Gottheit war, der zu Ehren die alten Germanen besonders feierliche Wettspiele veranstalteten. Die mittelalterlichen Domherren haben es ihnen nachgemacht und das Kegeln auf Kirchengalerien gepflegt und damit, neben der kultischen Absicht, wohl auch dem sportlichen Vergnügen gehuldigt. Es gibt alte Holzschnitte solcher Galeriekegeleien, zu denen auch die Damen der feinen Gesellschaft eingeladen wurden.

Die interessanten Berichte über den kultischen Zweck des Kegels auf Kirchhöfen und Galerien im Mittelalter bieten den klarsten Beleg zur Deutung der Ueberlieferung von der Platte und dem Kegel im Turmgemach zu St. Stephan in Wien und der damit verbundenen Wandersagen vom Tod und dem Teufel. Damit ist auch der angebliche Pflichtschub der Turmbesteiger erklärt, der auf die Steinigung des Götzenbildes hinweist. Im weiteren Sinne kann man hier die Seelenrettung ins Auge fassen, zu der die Sagen den äußeren Rahmen geben.

Groteske Steinbilder.

Es ist eine ziemlich verbreitete, irrige Ansicht, daß die bizarren, humoristischen und grotesk-phantastischen Skulpturen an mittelalterlichen Kirchenbauten durchwegs als Spottbilder zu deuten sind, die von den Bauleuten in böshafter Absicht ausgeführt wurden, damit die Geistlichkeit der öffentlichen Lächerlichkeit ausgesetzt sei. Die Steinmetzen, als

¹⁾ Vgl. D. Henne-Am Rhyn. Deutsche Volksjage. Wien 1879. S. 42 ff.